



Marie Curie (1867–1934), polnisch-französische Physikerin und Chemikerin

MARIE CURIE

| Aus dem Schatten des Mannes treten: zweimal den Nobelpreis gewinnen |

Das Magazin: Frau Nationalratspräsidentin, vielleicht ist es Ihnen auch schon passiert. Wenn Sie angerufen werden, dass man «noch eine Frau brauche» für eine Talkshow, ein Panel oder ein Gremium – gehen Sie da an die Decke?

Marina Carobbio Guscetti: Keineswegs. So wenig wie ich glaube, dass ich da nur wegen meines Geschlechts eingeladen werde, glaube ich, dass Männer nur wegen ihrer Kompetenz eingeladen werden. Ich nehme gerne an. Es gibt viele gute Frauen, sie müssen sich nur zeigen.

Wenn man Sie nach Ihrem Vorbild fragen würde, wer käme Ihnen in den Sinn?

Ich habe mehrere weibliche Vorbilder, aber am wichtigsten, vor allem während meiner Jugend, war mir die Wissenschaftlerin Marie Curie, die erst einen Nobelpreis für Physik erhielt und später auch einen für Chemie. Als Teenager habe ich mehrere Biografien von ihr gelesen. Später kam dann Simone de Beauvoir dazu.

Was fasziniert Sie an Marie Curie?

Mich hat ihr Kampf für ihre Forschung, aber auch für ihre Anerkennung als Forscherin gefesselt. Sie war die erste Professorin an der Sorbonne. Und später, nach dem Tod ihres Mannes, verweigerte man ihr den Beitritt an die Académie des sciences. Was mich auch fasziniert: dass Marie Curie aus armen Verhältnissen stammte, dann nach Paris ging, studierte und zusammen mit ihrem Mann eine Riesenkariere aufbaute.

Das ist ja auch eine sehr romantische Geschichte.

Darum ging es mir nicht. Mich faszinierte der starke Wille dieser Frau. Und ihr Erfolg in der Forschung. Sie schaffte es in einem für Frauen sehr schwierigen Milieu. Und gewann sogar

zweimal den Nobelpreis. (Marie Curie ist neben Linus Pauling die einzige Person, die den Nobelpreis in zwei verschiedenen Fachgebieten gewonnen hat.) Für mich war Curie ein Vorbild für den feministischen Willen.

Was bedeutet für Sie feministischer Wille? Es gibt ja zahlreiche Versionen und Generationen des Feminismus.

Lange wurde Curie ja nur als Frau ihres Gatten gesehen. Davon hat sie sich befreit. So hat sie dazu beigetragen, dass Frauen in Forschung und Lehre anerkannt wurden.

Ihr Vater, Werner Carobbio, ist ein bekannter Politiker – ein im Tessin äusserst populärer, eigensinniger Sozialdemokrat, der Ende Sechzigerjahre seine eigene Partei gründete, den Partito socialista autonomo.

Ich musste mich lange von seinem Erbe freischaufeln. Meine Mutter Graziella war glücklicherweise auch schon aktiv in der Frauenbewegung der 1970er- und 1980er-Jahre. Ich kann mich erinnern, dass in unserer Küche ein Plakat hing, auf dem die Arbeitsstunden im Haushalt aufgelistet waren, um auf die unbezahlte Arbeit hinzuweisen.

Weiter als Ihr Vater haben Sie es bereits geschafft. Er war Nationalrat, Sie sind Nationalratspräsidentin.

War Ihre Mutter auch berufstätig?

Nein, sie war Hausfrau. Wir waren eine klassische Tessiner Familie der 1970er-, 1980er-Jahre.

War die Rollenverteilung im Tessin damals anders als im Rest der Schweiz?

Ich kann nur für heute sprechen. Was ich sehe, lässt mich denken: Es gibt noch viel zu tun für die Gleichberechtigung. Die Männer im Tessin arbeiten beispielsweise noch seltener Teilzeit für die Erziehung.

Hatte Ihre Mutter sich den Beruf Hausfrau ausgesucht?

Sie sagt immer, sie hätte gern studiert. Aber sie kam aus einfachen Verhältnissen und musste deshalb früh arbeiten gehen. Mein Vater kam auch aus einfachen Verhältnissen, studierte aber und wurde Lehrer.

Wie sehen Sie das: Ist Kehren, Putzen, Wickeln weniger wert als die Arbeit ausser Haus?

Nicht, wenn es den freien Entscheid gibt, wer die notwendigen Hausarbeiten übernimmt. Natürlich ist es nicht gut, wenn eine Frau mit Ausbildung zu Hause bleibt, nur wegen der klassischen Rollenverteilung. Aber was bei uns wirklich fehlt, ist die Anerkennung der Hausarbeit in der Sozialversicherung. Es gibt zwar ein Kreditsystem in der AHV, wenn man sich um die Erziehung der Kinder kümmert, aber viele Frauen, die zu Hause arbeiten oder kleine Berufstätigkeiten ausüben wie beispielsweise Putzen, erhalten später weniger Rente. Das ist eine Folge der mangelnden Anerkennung. Nicht nur im Sinne von Würde, sondern auch materiell. Diese Stunden müssen zählen. Denn sonst bringt die Entscheidung, den Beruf für ein paar Jahre zurückzustellen, um sich der Erziehung zu widmen, nachher sehr grosse Verluste.

Arbeiten Sie eigentlich heute noch als Ärztin?

Als Vizepräsidentin des Nationalrats konnte ich gelegentlich noch einspringen. Aber derzeit pausiere ich. Das Amt als Nationalratspräsidentin lässt mir keine Zeit mehr.

Wann sind Sie eigentlich in die Politik gegangen?

Eigentlich begann es schon im Gymnasium. 1991, noch als Studentin, wurde ich dann angefragt, ob ich auf unsere Parteiliste im Tessin wollte. Natürlich ging es da auch um den Namen meines Vaters, den ich trug. →